Bezugs-Preis
In der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.

Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlenerstraße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzerstraße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 3293.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 305. **Mittwoch** den 18. Juni 1902. **96. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 18. Juni.

Prinz Ludwig von Bayern hat, wie nicht mehr zu bezweifeln ist, dieser Tage in einer zu Ludwigshafen am Rhein gehaltenen Rede eine Bemerkung einfließen lassen, die von der bürgerlichen Presse Bayerns unterdrückt worden ist. Sie ist, wie das immer geht, doch bekannt geworden und die bayerisch-publicistischen Vertuschungsversuche haben, wie das auch immer geht, die Wirkung gehabt, dem prinzlichen Ausspruche eine Bedeutung beizulegen, die sie nicht besitzt und die ihr gewiß auch nach der Absicht des Redners nicht zukommen sollte. Weil die bayerischen nationalen Blätter schweigen, meint man, sie seien peinlich berührt, und weil man sie für peinlich berührt hält, glaubt man, es sei dem Bundesverhältniß ernstlich etwas Unangenehmes zugestoßen. Das ist aber gewiß nicht der Fall. Prinz Ludwig, der dem badisch-pfälzischen Mannheim eben einen Besuch abgestattet hatte, sagte in dem gegenüber liegenden bayerisch-pfälzischen Ludwigshafen: „Ich komme heute von einem schönen Fleckchen Erde, das man uns vor hundert Jahren gewaltsam entrissen hat!“ Ein hartes Wort, das aber so schlimm, wie es sich anhört, gar nicht gemeint sein kann. Es ist psychologisch interessant, aber auch psychologisch erklärlich, daß Prinz Ludwig den Verlust Mannheim's (wie auch Heidelberg's und anderer wirklich sehr schöner pfälzischer Landstriche) nicht verwunden hat. Der Prinz ist ein Bewunderer seines Großvaters, des Königs Ludwig I., er läßt ihn sogar gern im Mittelpunct einer Bewegung erscheinen, die für die deutsche Entwickelung kaum minder bedeutsam gewesen sei, als die Ereignisse von 1867 bis 1871. Der erste Ludwig aber hatte dem Verlust eines Stückes der Pfalz tiefen, unauslöschlichen Grimm geweiht und das Gefühl auf Baden übertragen, dem der größere Theil der den Wittelsbachern verloren gegangenen Besitzungen am Rheine zugefallen war. Nicht das Ganze, auch Hessen hat mit partecipirt. Aber Baden bekam nicht nur das Meiste, sondern auch das Beste, insbesondere wurde es der Erbe wittelsbachischer Kunstschöpfungen, die der Kunstfreund auf dem rechtsrheinisch aufgestellten Throne schmerzlich vermissen mußte. Es ist mehr als eine Fabel, daß trotz des Bestehens des deutschen Bundes Ludwig daran dachte, Baden mit Krieg zu überziehen, und es ist gewiß, daß die Kaspar Hauser-Affäre nicht im Entferntesten so viel Staub aufgewirbelt hätte, wie sie gethan, wenn das officielle München nicht rastlos bemüht gewesen wäre, die Existenz und die Schicksale des räthselhaften Burschen dem badischen Hofe, um diesen bloßzustellen, in die Schuhe schieben zu lassen. Daß die Zornmüthigkeit des wackeren Königs im Enkel den Abglanz einer Renaissance erlebt, trotz Allem, was seit dem Frieden von Lunéville in Deutschland sich zugetragen und geändert hat, haben wir wohl ohne Uebertreibung eine interessante Erscheinung genannt. Und vom nationalen Standpunct keine unerfreuliche. Es ist für den normalen Verstand von vornherein einleuchtend und braucht deshalb nicht erst auseinandergesetzt zu werden, daß ein Ausspruch wie der in Ludwigshafen gefallene den — ja noch nicht völlig verklungenen — Nachhall der bekannten Moskauer Rede des Prinzen Ludwig abschwächt. Politisch ist die Ludwigshafener Reminiscenz in dem Bundesstaate Deutschlands natürlich jetzt und künftig bedeutungslos, sollte man sie historisch in Baden als ein ziemlich starkes Stück bezeichnen, so wäre dem schwer etwas entgegenzuhalten. Die Gewalt, die Baden Theile der Pfalz zubrachte, wurde nicht von Baden geübt, sondern von Frankreich. Und von dieser Gewalt hat Bayern selbst viel mehr profitirt als Baden und mehr als bis jetzt ein anderes deutsches Land. Nicht vor 100, aber vor 98, 99 Jahren hat Bayern aus derselben Constellation heraus, die Baden Mannheim erlangen ließ, sich eine in der Weltgeschichte seltene Vergrößerung gefallen lassen und es hat seitdem niemals die Absicht kundgegeben, sich des gewonnenen Besitzes, weil Anderen „mit Gewalt entrissen“, zu entäußern. Ganz Franken, wo auch ein großer geistlicher Fürst zu Gunsten des noch kurz vorher exclusiv katholisch „glaubenseinheitlich“ gewesenen Südstaates deposetirt worden war und auch Preußen sein Ansbach-Bayreuth hatte hergeben müssen, Schwaben, die Perlen Augsburg und Nürnberg fielen durch Napoleon Bayern zu und nicht zu vergessen Tirol, das uralte Besitzthum Habsburgs. Daß dieses wieder herausgegeben werden mußte, ändert nichts an der Gleichartigkeit des Erwerbungsmodus bei Innsbruck und bei Heidelberg. Prinz Ludwig ist ein temperamentvoller Herr, aber er kann angesichts dieser historischen, zum größten Theil fortlebenden Thatsachen unmöglich einen ernsten Vorwurf gegen Baden wegen der Erwerbung Mannheims haben erheben wollen. Aus diesem Grunde ist es bundespolitisch viel zweckdienlicher, seinem Ausspruche „ins Auge zu blicken“, als durch Vertuschung der Tuschelei über mögliche künftige territoriale Revisionsgedanken Bayerns Thür und Thor zu öffnen.

Die Vorlage über die **ostafrikanische Eisenbahn** ist wieder einmal unerledigt geblieben und bis zur nächsten Wintertagung des Reichstages aufgeschoben. Damit geht günstigsten Falls abermals ein ganzes Jahr verloren, ehe mit dem Bau begonnen werden kann. Kennzeichnend für die Beschränktheit des Standpunctes, von dem aus der Kampf gegen diesen Eisenbahnbauplan geführt wird, ist, daß in einer in der letzten Zeit an den Reichstag gerichteten Eingabe der heutige Verkehr auf der bezüglichen Landstrecke als viel zu gering bezeichnet wird, um auch nur die kleinste Bahn zu unterhalten! Ueberall anderwärts in den Colonien baut man die Bahnen da (und gerade deshalb), wo der Verkehr nicht aufkommen will. Allenthalben z. B. auch bei der Bahn von Mombas nach Uganda hat sich sofort mit dem Bau der Verkehr in unerwarteter Weise gehoben. Wie lächerlich die Bekämpfung derartiger Bahnbauten sich nach deren Vollendung ausnimmt, dafür nur ein Beispiel: Der französische Gouverneur des Schariegebietes, Gentil, kehrte Anfang 1899 nach längerem Urlaube nach Westafrika zurück, fand die Congobahn fertig vor und benutzte sie. Er schreibt:

„Während wir noch zögerten, gingen unsere Nachbarn unerschrocken an das Werk; trotz der Bodenhindernisse, trotz der Opposition vollendeten sie die Bahn. Ihre Einnahmen steigen fortwährend, sie betragen schon fast 16 Millionen Francs. Mit welchem mitleidigen Lächeln nahm man auch bei uns die Nachricht von dem Plane des Eisenbahnbaues am Congo auf. „Das ist sinnlos, das ist albern“, rief man aus, „dort wird es niemals einen Handel und Verkehr geben, der die Bahn bezahlt macht“. Heute ist das Ergebniß für uns niederschmetternd. In zehn Jahren haben die Belgier ihr Capital wieder heraus und daneben haben sie die Bahn noch, die einen vernichtenden Einfluß auf unser Gebiet und unsere Unternehmungen ausübt.“

So Gentil. Ueberhaupt ist die ganze Opposition in Belgien wie in Frankreich gegen die Congobahn sehr lehrreich, da sie mit denselben Mitteln und Sätzen wie bei uns jetzt in Deutschland kämpfte.

Nicht zu unterschätzen ist die Thätigkeit des **tschechischen Schulvereins** in Prag, der im Jahre 1901 eine Einnahme von 551 198 Kronen hatte. Er unterhielt ein Gymnasium in Mistek mit 244 Schülern, ein Realgymnasium in Mährisch-Ostrau mit 275, ein Gymnasium in Wischau mit 190 und ein Gymnasium in Hohenstadt mit 282 Schülern. Die Vereins-Realschule in Littau wurde in städtische Verwaltung übernommen. Weiter wurden von dem Verein 40 tschechische Volksschulen, meist in rein oder überwiegend deutschen Orten Böhmens unterhalten, so z. B. in Schönpriesen bei Aussig (106 Schüler), in Prasen bei Bilin (144), in Liebenau (110), in Hostomitz bei Dux (375), in Kopist bei Teplitz (495), in Reichenberg (212), in Leitmeritz (200), in Bodenbach (85), in Postelberg (189), in Teplitz (147), in Turn bei Teplitz (634), in Saaz (236), in Liboch (96), in Dobrschan (58), in Frauenthal bei Deutschbrod (78). In Mähren und Schlesien giebt es je 3 tschechische Vereinsschulen, und zwar in Johannesthal, Mährisch-Kronau, Znaim, Friedek, Klein-Kunzendorf und Troppau. Tschechische Kindergärten wurden in 29 Orten Böhmens, 21 Orten Mährens und 4 Orten Schlesiens unterhalten. Der Schulaufwand betrug 449 948 Kronen, die Verwaltung erforderte 28 872 Kronen. Nicht um das tschechische Sprachgebiet zu schützen — dasselbe bedarf des Schutzes ganz und gar nicht, da es an keinem einzigen Puncte gefährdet ist —, sondern um es auf Kosten des deutschen Volkes nach allen Richtungen hin zu erweitern, ist der tschechische Schulverein gegründet worden. Er trachtet darnach, die zahlreichen deutschen Sprachinseln in Böhmen und Mähren zu gewinnen, die Sprachgrenze weiter hinauszuschieben und das rein deutsche Gebiet mit slawischen Elementen zu durchsetzen. Der Vereinsleitung wird die Erreichung dieses dreifachen Zieles um so mehr erleichtert, als das tschechische Volk sich sehr opferwillig zeigt und der reiche böhmische Adel, die tschechische Geistlichkeit und die tschechischen Geldinstitute den Verein alljährlich mit bedeutenden Summen unterstützen.

Ueber die Bedeutung des Besuches des **Fürsten Ferdinand am russischen Hofe** führt in einem längeren Artikel die „Nowoje Wremja“ Folgendes aus: Der diesjährige Besuch des Bulgarenfürsten steht an Bedeutung den früheren Besuchsreisen desselben weit voran. Daher gewannen auch schon die Empfangsfeierlichkeiten in der Hauptstadt einen viel tieferen Charakter, als sonst derartige Höflichkeiten an sich tragen. Wir glauben zu wissen, daß Zar Nicolaus selbst den Wunsch ausgesprochen hat, die Hauptstadt möge seinen fürstlichen Gast so feierlich als möglich empfangen. Dieser Besuch hat seine Bedeutung bereits in dem dazu gewählten Zeitpuncte. Die Anwesenheit des Präsidenten Loubet am Zarenhofe erfolgte in dem Augenblicke, als England durch den Abschluß des Friedens in Südafrika seine Hände wieder frei für andere Unternehmungen zu bekommen glaubte. Die zwischen dem Zaren und dem Präsidenten Loubet gewechselten Trinksprüche bedeuten daher eine vernehmbare Warnung an die englischen Staatsmänner, sich ja nicht auf eine neue Gewaltpolitik im fernen Orient einzulassen; und der gleich darauffolgende Besuch des Fürsten Ferdinand bedeutet die offenkundige Erklärung, daß Rußland gewillt und in der Lage ist, im europäischen Orient gewissen friedenstörenden Machenschaften ein starkes Halt entgegenzusetzen. Fürst Ferdinand und seine Minister haben in ihrer Reise an den Zarenhof das Gelübde abgelegt, daß sie sich ohne den Willen Rußlands nicht in irgend welche Abenteuer einlassen werden. Und damit ist für gewerbsmäßige Friedensstörer jede Möglichkeit genommen, am Balkan ein Feuer anzuzünden, welches vielleicht Rußland von der Verfolgung seiner anderen Aufgaben abhalten könnte.

Deutsches Reich.

△ **Berlin**, 17. Juni. Eine Milderung der Bestimmungen über die Verjährung der Ansprüche aus der Unfallversicherung ist durch das neue Gewerbe-Unfall-Versicherungs-Gesetz insofern eingeführt worden, als nach Ablauf der zweijährigen Frist der Anmeldung des Anspruches auf Bewilligung einer Unfallrente nur dann Folge zu geben ist, wenn zugleich glaubhaft bescheinigt wird, daß eine einen Entschädigungsanspruch begründende Folge des Unfalls erst später bemerkbar geworden, oder daß der Entschädigungsberechtigte von der Verfolgung seines Anspruches durch außerhalb seines Willens liegende Verhältnisse abgehalten worden ist, und wenn die Anmeldung innerhalb dreier Monate, nachdem eine Unfallfolge bemerkbar geworden oder das Hinderniß für die Anmeldung weggefallen, erfolgt ist. Es ist nämlich vorgekommen, daß schwerere Folgen des Unfalles erst nach Ablauf der zweijährigen Frist hervortraten, daß beispielsweise eine Knieverletzung, die den Arbeiter zunächst nur in der Vornahme gewisser Arbeiten beschränkte, nach Ablauf der Frist zu einer Amputation des Beines führte. Da Folgen des Unfalles schon vorher bemerkbar waren, mußte der Arbeiter, wenn er einen Entschädigungsanspruch überhaupt erst später aus Anlaß der Amputation geltend machte, nach dem alten Unfall-Versicherungsgesetze abgewiesen werden. Dies entsprach nicht der Billigkeit: es ist deshalb angeordnet worden, den Anspruch noch innerhalb dreier Monate zuzulassen.

* **Berlin**, 17. Juni. Eine seltsame Geschichte von der Versetzung eines Postbeamten geht durch die Blätter:

Vor mehreren Jahren äußerte die Frau eines Hausbesitzers K. bei der Ober-Postdirection in Berlin mündlich und schriftlich die Befürchtung, daß ihr nicht mehr jugendlicher Gatte in näherer Beziehung zu der Frau eines Postsekretärs P. stehe, und bat dringend, den P. recht weit von Berlin zu versetzen. Die Ober-Postdirection stellte Antrag beim Reichspostamt. Dort bestanden zwar Bedenken gegen eine Versetzung aus solchem Anlaß, letztere wurde aber doch verfügt, und zwar nach einer mehrere Hundert Kilometer entfernten Provinzialstadt. Eine Prüfung der Beschuldigung oder Verständigung des P. fand nicht statt. P. erhielt Verfügung, daß er (mit Verlust einer Stellenzulage von 150 ℳ) nach B. abzureisen habe. Dem P. war ein überstürzter Umzug unmöglich. Seine 18½jährige einzige Tochter, seit langen Jahren krank, ging ihrer Auflösung entgegen und war nicht reisefähig. Der 16jährige einzige Sohn, wegen Krankheit und mehrfachen Schulwechsels in der Ausbildung zurückgeblieben, konnte nicht ohne Nachtheil wieder die Schule wechseln. P. erbat unter Darlegung der Verhältnisse Zurücknahme oder Verschiebung der Versetzung. Umsonst. Bei der Oberpostdirection berief man sich auf das Reichspostamt und bei diesem auf den Antrag der Oberpostdirection. — P. reiste ohne Familie nach B. Bei den Polizeibehörden und der eifersüchtigen Frau verursachte dieser Ausgang Entrüstung: man hatte eine Frau entfernen wollen und dafür den ahnungslosen Ehemann getroffen. Vergebens suchte P. um Rückversetzung nach.

Feuilleton.

Verfehlte Liebe.

15] Roman von E. Hein.

Nachdruck verboten.

Und die Männer! Sie gehören fast alle zu den Narren, die freiwillig Rosenketten auf sich nehmen und für jedes Lächeln einer Frau dankbar sind. Wie oft habe ich eigentlich meinen Seladon angelächelt, nicht oft, und wieviel hat er nun schon für mich ausgegeben. Ich bin nur neugierig, was seine Tochter zu ihrer neuen Mama — sie brach in ein herzhaftes Lachen aus — sagen wird. Ein schönes Mädchen, sie soll mir ähnlich sehen. Ich finde es nicht, aber sie ist ja eine Deutsche, die sind so herb. Sie hat einen leidlich geschickten Gang. Nun, ich werde sie bald näher kennen lernen. Ach Gott, das Waschdocken — da ist ja im Schlafzimmer nicht einmal ein Spiegel . . . Im Schlafzimmer einer Frau fehlt ein Spiegel! . . . Komische Menschen, diese Deutschen. Wie kann sich denn eine Frau ohne Spiegel schön machen . . . und schön muß sie sein, wenn sie gefallen will. Nun, heute muß es gehen . . . .“

Während ihres Selbstgespräches hatte Margot ihr Reisekleid abgelegt, ihre Koffer geöffnet und ihre Sachen, so gut es ging, untergebracht. Als sie die nothwendige Wäsche wegthun wollte, stand sie rathlos da. Sie spähte nach einem Wäscheschrank. Keiner zu sehen. Schon wollte sie die Hemden, Unterröcke, Beinkleider wieder in den Koffer packen, als ihr ein Möbel in der Stube auffiel, das sie noch nie gesehen hatte. Neugierig trat sie hinzu. Es war so hoch wie ein Tisch und hatte drei Schlüssellöcher. Im obersten steckte ein Schlüssel. Sie drehte ihn herum und zog, ein großer, mächtiger Kasten kam zum Vorschein. Sie schüttelte den Kopf und schob wieder zu, dann zog sie am zweiten Schlüsselloch — wieder ein Kasten. Das wiederholte sich zum dritten Male.

„Ach, das nennen sie eine Commode“, sagte sie. „Wie soll man nun hier etwas finden. Lege ich die Strümpfe zu unterst, dann die Hosen, die Hemden, die Röcke, und ich brauche ein Paar Strümpfe, so muß ich erst Alles auspacken, ehe ich dazu gelange . . . wenn ich nun noch Handschuhe, Kämme, Schleifen, Corsetts, meinen Schmuck dahinein packen soll . . der Teufel . . . Vorläufig muß es gehen.“

Sie seufzte. Sie war mit dem Einpacken fertig. Mit der Geschwindigkeit, dem Ordnungssinn und der Anpassungsfähigkeit einer Französin hatte sie nur wenige Minuten zur Ordnung gebraucht. Sie wollte sich waschen. Zwei große Schwämme tauchte sie in das Becken. Im Nu waren sie vollgesaugt.

„Nein, nicht einmal für die Schwämme reicht das Wasser!“ Sie wollte sich ausschütten vor Lachen und sank dabei aufs Bett.

„Nanu, was ist denn das? Sind das Federn? Da waren ja unsere Strohsäcke bei der Mutter besser und weicher. Und diese Last! Da erstickt ja jeder Gedanke an Sünde. . . . .“

Sie war fertig geworden. Sie betrachtete sich im Spiegel.

„Ich kann mit mir zufrieden sein. Noch ein ganz klein wenig roth und ein wenig Puderquaste . . . . halt, von diesem Veilchenparfüm . . . So . . . natürlich braune Handschuhe . . . Ich bien . . . ich bin fertig . . .“

Sie klopfte an der Thür zu Schwarzens Stube und trat hinein. Friedrich ging ihr mit einem trunkenen Blicke entgegen und Frau Schwarz konnte sich nicht enthalten, auszurufen:

„Nein, schon fertig, Fräulein, und wie hübsch Sie sind. Und das feine Kleid . . . Soll ich gleich ein bischen aufräumen?“ schon trat sie in das Zimmer.

„Aufräumen, warum? Es ist Alles in Ordnung.“

Mit der Antwort war nun freilich Frau Schwarz nicht zufrieden. Sie war viel zu neugierig. Sie machte sich an einem Koffer zu schaffen.

„Der ist ja leer, Fräulein“, rief sie erstaunt aus.

„Gewiß, liebe Frau, ich habe ausgepackt.“

„Wo . . . wo . . . was . . . Sie haben schon ausgepackt?“

„Alles im Schrank und in der Kiste. Freilich, es geht sehr eng zu . . .“

„Du lieber Gott, Fräulein, das hat ja kaum eine halbe Stunde gedauert. Und dabei noch umgezogen . . . und fix und fertig . . . vorher wohnte hier eine Lehrerin, eine geschiedte Dame, sie sprach sogar französisch, die hat drei Tage gepackt und gekramt, ehe sie fertig wurde. Freilich, eine Lehrerin . . .“

„Und sie sprach französisch?“ sagte lachend Margot. „Das mache ich auch. Ich bin Französin, eine Elsässerin; um französisch und deutsch zu sprechen, braucht man keine Lehrerin zu sein. Nun, leben Sie wohl!“

Sie nahm Friedrich's Arm und rauschte die Treppe hinab, gefolgt von den bewundernden und neidischen Blicken der Bewohnerinnen.

Fünf Minuten später wußte das ganze Haus, nach einer Viertelstunde die Hälfte der Straße, daß Margot direct aus Paris komme, nur um Herrn Friedrich zu heirathen. Ihm wurden zehn Millionen angedichtet.

„Welche Frauenzimmer haben nun das Glück, aus Frankreich müssen sie sein“, sagte die Frau aus dem dritten Stock, indem sie den Kohlenkasten hinsetzte, um zu plaudern, und sich mit den schwarzen Fingern über ihr schweißiges Gesicht fuhr, so daß es noch schmutziger wurde.

Margot wollte zuerst etwas frühstücken. Als ihr jedoch Friedrich vorschlug, noch ein halbes Stündchen zu warten und dann gleich zu Mittag zu essen, war sie damit einverstanden. Sie bestiegen einen Straßenbahnwagen, der sie bald in das Centrum der Stadt brachte. Es war gleich zwölf Uhr, die Zeit des großen Bummels. Auf der Kaiserstraße, der Hauptstraße der Stadt, herrschte um diese Zeit der größte Verkehr. Alles, was nur ein wenig flanieren konnte, Studenten, Officiere, Rentiers, und wenn es zwölf Uhr geschlagen hatte, Commis, Frauen, Ladenmädchen, Bürgermädchen und sonstige Damen, drängte sich auf der Straße zusammen, um zu sehen und gesehen zu werden. Friedrich war mit Margot halb mit Willen, halb gegen seinen Willen in das Getriebe der Straße gerathen. Schon auf der Straßenbahn hatte Margot die Aufmerksamkeit der Fahrgäste erregt, in der Kaiserstraße machte sie geradezu Aufsehen.

M. ist reich an hübschen Frauen und Mädchen, reich an eleganten Modegeschäften und guten Schneiderinnen, für das Schuhwerk und den Putz sorgen tüchtige Kräfte, auch sonst wissen sich die Frauen und Mädchen zu benehmen. Es ist kein übergroßes Zurückhalten zu bemerken, man geht, wie man Lust hat, man kleidet sich geschmackvoll, auch die Füße verstehen die Frauen und Mädchen, wenigstens zum Theil, zu setzen, manche wissen sogar, was sie mit den Händen anfangen sollen, und dennoch, als Margot am Arme Friedrich's, der heute, gehoben durch das Bewußtsein, daß Aller Blicke auf ihm mithaften, eine sehr würdevolle Haltung bewahrte, zuerst an einem Schaufenster einer großen Teppichhandlung auftauchte und einige Momente stehen blieb und dabei ihr Kleid beiseite schob, damit es nicht getreten würde, da wurden sämmtliche Vorübergehende auf sie aufmerksam. Als sie dann einige Schritte langsam weiter ging, den Rock ein klein wenig hebend, daß die dunkelbraunen Schuhe und der Saum des mit seidenen Spitzen eingefaßten Unterrockes sichtbar wurde, da blieben sie sogar auf dem anderen Bürgersteig stehen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich ihre Anwesenheit. Vorübergegangene kehrten um, um einen Blick auf ihr Gesicht zu werfen, Entgegenkommende blieben ungenirt stehen, um sie anzusehen. Frauen und Mädchen machten lange Hälse, und da sie am Kleide nichts auszusetzen fanden, sogen sie mit allen Fasern ihres Anpassungsvermögens den Schnitt ihres Kleides ein, denn ein einfaches Anschauen konnte man das nicht nennen. Selbstverständlich merkte Margot, daß sie der Anziehungspunct Aller sei, doch versteckte sie ihr Frohlocken hierüber hinter das Benehmen einer Dame von Welt, nur hin und wieder glitt ein raffinirt unbefangener, kokketter Augenaufschlag über die Menge. Das Paar ging die eine Seite des Bürgersteigs hinauf, die andere herunter. Dann war eine halbe Stunde um und man konnte schicklicher Weise zum Mittagessen gehen. In der luftigen Ecke eines Weinrestaurant, dessen andere Gäste der Reugierde gar nicht zum Essen kamen, saßen sie. Margot war wirklich ernstlich erstaunt über den Erfolg, den sie errungen hatte. Sie machte einige kleine Ausstellungen an ihrer Wohnung, die sie mit hübschen Witzen begleitete, worüber sich Friedrich vor Lachen fast ausschütten wollte, und dann erklärte sie ihm, wie sie die eigene Wohnung hergerichtet wünsche. Als sie hierauf zu sprechen kam, wurde Friedrich merklich einsilbiger, ein Glas Champagner half ihm über den Gedanken an die Unterredung mit Minna hinweg. Zum Schluß trank man eine Tasse Kaffee, wozu Margot zur Verwunderung sämmtlicher Tischgäste weder rauchte noch Liqueur nahm, und verabredete für den Abend einen Ausflug nach einem Concertgarten.

„Bring Deine Tochter mit, Liebling“, sagte Margot, als sie an ihrer Wohnung ausstieg und Friedrich wieder davonfuhr.

In den großen Kaffeehäusern der Stadt, wo sich die junge Männerwelt nach Tisch traf, gleichviel, ob sie zu fünfzig Pfennig oder zu drei Mark gespeist hatte, wurde das Auftauchen Margot's besprochen. Vermuthungen wurden laut, aber alle wurden sie auch wieder verworfen: Beide waren Fremde, wahrscheinlich Franzosen, es hatte sie ja niemand sprechen gehört, und sie waren hier, um sich M. und seine Sehenswürdigkeiten anzusehen.

Mit demselben Zuge, mit dem Margot anlangte, kam ein Brief Merkel's an Minna mit, den sie nach einer Stunde erhielt.

„Sehr verehrtes Fräulein, entschuldigen Sie, wenn ich Ihre Ruhe störe und mich Ihnen wieder aufdränge. Ich halte nur mein Versprechen ein. Vor zehn Minuten habe ich die Person hier in Frankfurt auf dem Bahnhofe gesehen und gehört, wie sie ein Billet nach M. verlangte. Sie wird also ohne Zweifel zu Ihrem Herrn Vater fahren. Sie tritt durchaus ehrbuffelig auf, als ob sie sich beobachtet glaube, — sollte sie mich bemerkt haben? — mocht aber sonst eine glänzende Figur. Sie kommt aus Straßburg. Da ich gerade heute dorthin fahre, werde ich etwas über sie zu erfahren trachten und Ihnen sofort Mittheilung machen. So wie sie heute ist, scheint sie noch gefährlicher als in Baden-Baden, wo sie sehr zurückhaltend sein mußte. Für heute nur diese Zeilen, die ich auf dem Bahnhofe schrieb. Ihr . . . .“

„Also doch!“ seufzte Minna, und einige schwere Thränen perlten in ihren Augen. „War es doch vielleicht falsch, daß wir von Oelz weggingen. Nein“, raffte sie sich auf, „Kampf bis zum Messer. Besteht der Vater auf seinem Willen, dann zerschneide ich das Tuch zwischen uns. Dann rufe ich Max zu Hilfe, dann rufe ich . . . . ach, hätte ich doch jetzt einen Freund, einen Beistand . . . . . gleichviel, wie darf das Weib über meine Schwelle.“

SLUB
Wir führen Wissen.